

Alexander S. Coburg

Heine lässt grüßen

Gedanken aus dem Jenseits

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.*

© 2020 Coburg, Alexander S.
Neuaufgabe

*Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt
Umschlaggestaltung: Alexandra Schröder, Berlin
Bildquelle: Pixabay*

ISBN: 9783750402416

Inhalt

Prolog

Adam und Eva

Von der Wiege bis zur Bahre

Sein oder Nichtsein

Sinn und Unsinn

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt

Macht und Ohnmacht

Der Teufel und der liebe Gott

Träume, Trends, Tragödien

Soll und Haben

Krieg und Frieden

Denn sie wissen nicht, was sie tun

Schuld und Sühne

Freud und Leid

Gift und Galle

Epilog

Adam und Eva

Teuerster S.!

Mein Gott, bin ich Ihnen dankbar, dass Sie zu meinem hundertfünfzigsten Todestag meiner gedenken und dazu beitragen, meinen Namen in den Köpfen derer einzugravieren, die noch immer nicht von ihrer Deuschtümelei ablassen können. Es erfüllt mich mit Genugtuung, hundertfünfzig Jahre nach meinem irdischen Ableben den Menschen von heute das anzutun, was ich schon zu Lebzeiten mit Vergnügen getan habe: ihnen ins Gewissen zu reden – wohl wissend, dass manche schon in jungen Jahren von einer Art Demenz befallen sind, die jeden Versuch, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen, im Keim erstickt.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich meine Erkenntnisse aus den Erlebnissen und Recherchen der vergangenen Monate wiedergeben soll, die mir mein geliebtes und zugleich verhasstes Heimatland beschert hat – jenes Land, das meiner Seele einst so viel Schaden zugefügt hat, dass ich daran zugrunde gehen musste. Ich habe mich dazu entschlossen, das Ganze, das derart vielschichtig ist, dass es nicht in einem Atemzug behandelt werden kann, aus verschiedenen Blickwinkeln heraus zu betrachten. Deshalb möchte ich in meinem ersten an Sie gerichteten Brief mit dem Individuum an sich beginnen, auf seine Verhaltensweisen in der Gruppe und seine Bedeutung inmitten der Masse eingehen.

Bei dem im Mittelpunkt jeden Handelns stehenden Individuum ist es doch so, dass sich alles um gewisse Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen und um Konflikte zwischen ihm und anderen dreht: zum Beispiel zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, um nur einige Beziehungen zu nennen. Aber es geht auch um Gemeinsamkeiten zwischen Freunden, Fans, Alten, Jungen und so weiter.

Denken Sie nur mal an den Konflikt zwischen einem Verehrer und seiner Angebeteten; an die enttäuschte Liebe, die wohl jeder von uns schon erlebt hat. Dass die Reaktionen dabei unterschiedlich ausfallen, wissen Sie so gut wie ich. Während der eine – einem Wasserfall gleich – Alkohol in Strömen durch die Kehle fließen lässt, übernimmt der andere lieber die Funktion eines Stausees, der im Begriff ist überzulaufen. Ich habe in einem solchen Fall ein lyrisches Ventil geöffnet, um das aufgestaute Wasser in Versen abzulassen.

(Anmerkung des Briefempfängers: Heine meint hier sein Gedicht *Alte Rose*.

*Eine Rosenknospe war
Sie, für die mein Herz glühte;
Doch sie wuchs, und wunderbar
Schoß sie auf in voller Blüte.*

*Ward die schönste Ros im Land,
Und ich wollt die Rose brechen,
Doch sie wußte mich pikant
Mit den Dornen fortzustechen.*

*Jetzt, wo sie verwelkt, zerfetzt
Und verklatscht von Wind und Regen –
"Liebster Heinrich" bin ich jetzt,
Liebend kommt sie mir entgegen.*

*Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit süßen Tönen;
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Ist es an dem Kinn der Schönen.*

*Allzu hart die Borsten sind,
Die des Kinnes Wärzchen zieren –
Geh ins Kloster, liebes Kind,
Oder lasse dich rasieren.)*

Sie wissen sicher, dass ich großen Wert auf Freundschaften gelegt, aber – bedingt durch mein Exil – manchen Weggefährten erst nach Jahren wiedergesehen habe. Enttäuschungen sind mir dabei nicht erspart geblieben. Bei manch einem war es sogar mehr als das. Es war ein Schock. Ich wurde das Gefühl nicht los, als hätten sich die einst ansehnlichen Falter in hässliche Raupen zurückverwandelt.

(Anmerkung des Briefempfängers: in Caput XXII des Versepos *Deutschland. Ein Wintermärchen* ist nachzulesen, wie

entsetzt Heine beim Anblick mancher Leute war, die er
lange nicht mehr gesehen hatte.

*Noch mehr verändert als die Stadt
Sind mir die Menschen erschienen,
Sie gehn so betrübt und gebrochen herum,
Wie wandelnde Ruinen.*

*Die Mageren sind noch dünner jetzt,
Noch fetter sind die Feisten,
Die Kinder sind alt, die Alten sind
Kindisch geworden, die meisten.*

*Gar manche, die ich als Kälber verließ,
Fand ich als Ochsen wieder;
Gar manches kleine Gänschen ward
Zur Gans mit stolzem Gefieder.*

*Die alte Gudel fand ich geschminkt
Und geputzt wie eine Sirene;
Hat schwarze Locken sich angeschafft
Und blendend weiße Zähne.*

*Am besten hat sich konserviert
Mein Freund, der Papierverkäufer;
Sein Haar ward gelb und umwallt sein Haupt,
Sieht aus wie Johannes der Täufer.*

[...])

Mein Spott hätte sich bestimmt auch auf andere Ereignisse erstreckt, wenn es diese zu meiner Zeit gegeben hätte – ich denke nur an die bisweilen ins Absurde driftende Emanzipation der Frau. Aber außer der Tatsache, dass zu Beginn meiner Matratzengruft die erste deutsche Frauenzeitschrift erschien, die von einer gewissen Luise Otto-Peters herausgegeben wurde, spielte dieses Thema damals noch keine Rolle. Die Bastion der Verteidiger maskuliner Traditionen konnte erst hundert Jahre nach meinem Ableben endgültig eingenommen werden.

Denken Sie jetzt nur nicht, dass ich den Vormarsch femininer Truppen bis zur Kapitulation ihrer Paschas nicht mit einem Ansatz von Schadenfreude verfolgt hätte. Ich habe, wie es stets meine Art war, in Bibliotheken gründlich recherchiert und herausgefunden, dass der Startschuss in diesem Geschlechterkampf Ende des 19. Jahrhunderts mit der Zulassung von Frauen zum Hochschulstudium fiel, womit der Alleinanspruch der Mannsbilder auf akademische Weihen nur noch Makulatur war; dass es aber noch sechzig Jahre dauern sollte, bis die Barriere des mit allen Mitteln verteidigenden starken Geschlechts endlich niedergerissen und der Status der Gleichberechtigung erobert werden konnte; dass die holde Weiblichkeit seitdem an anderen Fronten kämpfen darf, ohne die Verlierer, die das Erteilen von Befehlen gewohnt waren, um Erlaubnis bitten zu müssen; und dass sie, sollte der Gegner von einst das geschlossene Bündnis brechen, ihren Anteil aus der Kriegskasse zugesprochen bekommt. Früher ging sie leer aus,

wenn der Bündnispartner fahnenflüchtig wurde und in ein anderes Lager überlief.

Erstaunlich fand ich den Wandel bei den Eidgenossen, die mit Frauen bis dahin nicht viel anfangen konnten, außer dass sie sich gefälligst um Haushalt und Kinder zu kümmern hatten. Erst sehr viel später erhielten sie das Wahlrecht auf Bundesebene. In diversen Kantonen aber besteht ihre Aufgabe nach wie vor darin, die Vorherrschaft der männlichen Nachfahren Wilhelm Tells bedingungslos anzuerkennen.

In diesem Punkt sind die Erben unserer beschränkten Preußen – das waren sie zumindest nach der Ära des Alten Fritz bis zum Ende des Dritten Reiches – schon wesentlich weiter. In Deutschland können längst alle volljährigen Bürger und Bürgerinnen ihre Kreuze auf Wahlzetteln hinterlassen. Ob das allerdings von Vorteil ist, darf angesichts mancher Zeitgenossen, deren Gedankengut auf hirnloser Verblendung basiert, bezweifelt werden. Und dass seit Beginn des 21. Jahrhunderts Frauen bei der Bundeswehr zur Waffe greifen dürfen, halte ich für ebenso fragwürdig.

Zweierlei habe ich während meines hiesigen Aufenthalts feststellen müssen: dass sich das Individuum, abgesehen von der stärkeren Stellung der Frau, in den letzten zweihundert Jahren kaum verändert hat; und dass die meisten Menschen über Generationen hinweg an den überlieferten Traditionen – einschließlich der Vorurteile – festhalten.

Gestatten Sie mir, dass ich einige dieser Erkenntnisse präzisiere. Betrachten wir zunächst die Herren der Schöpfung: der Haustyrann verwechselt die Frau mit einem Automaten, der auf Knopfdruck zu funktionieren hat; der

Trottel fungiert als Marionette, die nach Belieben bedient werden kann; der Angeber brüstet sich mit seinem Besitz, selbst wenn er ihn auf Pump erworben hat; der Schwätzer redet viel, ohne tatsächlich etwas zu sagen; der Querulant ist im Prinzip dafür, dass er dagegen ist; und der Dummkopf hält den Satz des Pythagoras für ein Zitat.

Und wie sieht es beim sogenannten schwachen Geschlecht aus? Ähnlich: das Püppchen pendelt mehrmals am Tag zwischen Kleiderschrank und Spiegel; das Mauerblümchen lässt den Kopf hängen und welkt vor sich hin; die Mimose schmolzt und zieht sich beleidigt zurück; die Neunmalkluge weiß alles besser, obwohl sie nichts weiß; und die Glucke brütet über ihrem Nachwuchs, selbst wenn dieser längst flügge geworden ist.

Ich möchte noch ein paar andere Charaktereigenschaften des Homo sapiens nennen, die sich kaum geändert haben: für den Optimist ist ein zur Hälfte gefülltes Glas halbvoll, für den Pessimist ist es halbleer; der Traumtänzer sieht nur, was er sehen will, der Skeptiker nur, was er nicht sehen kann; der Kluge überlegt erst, bevor er etwas sagt, der Dämliche verfährt genau umgekehrt; der Fleißige rackert sich ab, ohne anderen zur Last zu fallen, der Faule lehnt sich zurück und prahlt damit, dass er von der Dummheit des Fleißigen lebt.

Nur was die äußeren Merkmale der Leute betrifft, hat sich einiges geändert: es gibt heute mehr Alte als Junge, wobei sich die jung gebliebenen Alten und die alt wirkenden Jungen die Waage halten; etwa gleich viele Riesen und Zwerge – früher waren letztere in der Überzahl; erschreckend viele Dicke und vergleichsweise wenige Hagere –

auch hier stellten letztere einst die Mehrheit, weil sie mehr Kohldampf schieben mussten; schließlich körperlich weniger Aktive als Passive, die sich heute mehr auf vier Rädern als auf zwei Beinen bewegen.

Erlauben Sie mir nun, dass ich mich gewissen Sitten zuwende, die vor allem in Gruppen auftreten, ja ganze Gesellschaftsschichten erfassen. Streitkultur bis zur Taktlosigkeit, schlechte Manieren vor allem der Jüngeren, Missgunst unter Kollegen und Nachbarn, permanente Unzufriedenheit, Predigten von Moralaposteln und endloses Diskutieren sind die wichtigsten Beispiele. Ich gebe zu: auch ich konnte mich, was den ersten Fall betrifft, nicht immer davon freimachen, dem einen oder anderen vor den Kopf zu stoßen. Ich erinnere mich noch sehr gut an einen Schlagabtausch mit einem Schweizer in der Wirtsstube des Brockenhauses, der von beiden Seiten mit wenig Rücksichtnahme auf den Gesprächspartner geführt wurde.

(Anmerkung des Briefempfängers: die Auseinandersetzung schildert Heine in seiner *Harzreise*.

[...] Während solcherlei Gespräche hin und her flogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen und den großen Schüsseln, die mit Fleisch, Kartoffeln usw. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugesprochen. Jedoch das Essen war schlecht. Dieses erwähnte ich leichtthin gegen meinen Nachbar, der aber, mit einem Akzente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unböflich antwortete: daß wir Deutschen mit der wahren Freiheit, so auch mit der wahren Genügsamkeit unbekannt seien. Ich zuckte die Achseln und bemerkte: daß die eigentlichen Fürstenknechte und Leckerkrammerfertiger überall Schwei-

zer sind und vorzugsweise so genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen schweizerischen Freiheitshelden, die so viel Politisch-Kühnes ins Publikum hineinschwätzen, mir immer vorkommen wie Hasen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Pistolen abschießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erstaunen setzen und dennoch Hasen sind. [...])

Das Gespräch war gewiss ein wenig überzogen, ging zum Glück aber glimpflich aus. Was mich allerdings weit mehr in Rage versetzen konnte, waren schlechte Manieren.

(Anmerkung des Briefempfängers: Heine bezieht sich diesbezüglich auf eine Passage in seinen *Geständnissen*, wo er seine Ankunft in Paris wiedergibt.

[...] Wahrhaft überraschte mich die Menge von geputzten Leuten, die sehr geschmackvoll gekleidet waren wie Bilder eines Modejournals. Dann imponierte mir, daß sie alle französisch sprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier ist also das ganze Volk so vornehm wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle so höflich, und die schönen Frauen so lächelnd. Gab mir jemand unversehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, so konnte ich darauf wetten, daß es ein Landsmann war; und wenn irgendeine Schöne etwas allzu säuerlich aussah, so hatte sie entweder Sauerkraut gegessen, oder sie konnte Klopstock im Original lesen. [...])

Wie Sie sehen, herrschten bei uns schon damals nicht die besten Sitten. Und wie ich während meiner Bibliotheksstudien erfuhr, wurde Anfang des 20. Jahrhunderts gar ein zunehmender Sittenverfall beklagt. Aus meiner Sicht war die ganze Aufregung allerdings an Scheinheiligkeit kaum zu überbieten. Es ging um Animierkneipen und getarnte Bordelle, ferner um den Verkauf sogenannter schamloser Schriften und Bilder. Selbsternannte Tugendwächter ließen sich über Zügellosigkeit und Perversität aus. In Anbetracht der Tatsache, dass schon im alten Rom die Sitten nicht gerade Vorbildcharakter besaßen, grenzte das Ganze an Heuchelei und Doppelmoral.

Besonders Homosexuelle hatten wenig zu lachen. Dieser Ausgrenzung aus der Gesellschaft wurde erst sehr viel später Einhalt geboten. Dafür kam man auf die Idee, ihnen das Aids-Virus in die Schuhe zu schieben. Dass möglicherweise Sexualpraktiken wie Geschlechtsverkehr mit mehreren Partnern der Auslöser waren, interessierte niemanden. Und dass es schon früher Geschlechtskrankheiten gegeben hatte, spielte ebenfalls keine Rolle. Aber gestatten Sie mir, dass ich mich aus persönlichen Gründen zu diesem Thema nicht näher äußern möchte.

Ich frage Sie jetzt. Haben sich die Sitten hierzulande wirklich geändert? Urteilen Sie selbst! Beginnen wir mit der Streitkultur. Im Deutschland der Gegenwart geraten mehr Menschen aneinander als je zuvor: bei verbalen Auseinandersetzungen verblüfft der immense Wortschatz; wenn dieser nicht mehr ausreicht, tritt das Faustrecht in Kraft, dessen schlagende Argumente eine erstaunliche Trefferquote erreichen; und wer dann immer noch nicht genug hat,

kann sich Justitia anvertrauen, die zwar kein Recht, aber ein Urteil spricht. Diese Art von Meinungs austausch scheint sich einer zunehmenden Beliebtheit zu erfreuen.

Oder nehmen wir die Manieren: ob zum Beispiel in einem öffentlichen Verkehrsmittel oder einer Arztpraxis – Kinder und Jugendliche haben es meist nicht nötig, einem Greis, einer Mutter mit Kind oder einem Behinderten Platz zu machen; auf Straßen oder Plätzen rempeln Flegel Passanten an, statt ihnen aus dem Weg zu gehen; und bei nächtlichen Streifzügen entsorgen Ferkel ihre Alkoholreste an Hauswänden. Bei der Behandlung des Kapitels *Anstandsregeln* lag dieses Gesindel vermutlich mit Mumps im Bett.

Oder wenden wir uns dem Neid zu, wenn der eine dem anderen nicht die Butter auf dem Brot gönnt – ganz gleich, ob es um materielle oder ideelle Werte geht: der eine stört sich daran, dass der Nachbar mehr besitzt; der andere ärgert sich darüber, dass der Kollege mehr zu sagen hat; und wieder ein anderer erträgt es nicht, wenn seine Liebe nicht auf Gegenliebe stößt, stattdessen ein Kontrahent den Vorzug erhält. Die meisten scheinen das als gesundes Misstrauen zu interpretieren. Kann sich der Nachbar einen Wagen der Oberklasse überhaupt leisten? Hat der Kollege seinen Job nur mit Hilfe von Vitamin B bekommen? Und zieht die Auserwählte den Kontrahenten nur wegen seines Geldes oder gesellschaftlichen Ansehens vor?

Oder was ist mit der ständigen Nörgelei? Jeder ergießt sich in einem endlosen Jammern: entweder hat er zu viel Stress oder zu wenig Ruhe; entweder ist der Sommer zu heiß oder der Winter zu kalt; entweder sind die Preise zu hoch oder das Einkommen zu niedrig. Schuld sind natür-

lich immer die anderen: der Chef, weil er von seinen Mitarbeitern zu viel fordert; der liebe Gott, weil er die Launen der Natur nicht im Griff hat; und der Ladenbesitzer, weil er die Kundschaft übers Ohr haut.

Um die Moralapostel, die sich zum Prediger berufen fühlen und als Gläubige selbst nicht taugen, steht es nicht viel besser. Sie kämpfen dafür, dass dem Sittenverfall Einhalt geboten wird: zusammenlebende, aus Mann und Frau bestehende Paare haben gefälligst zu heiraten; Mütter sollen sich ausschließlich um Haushalt und Nachwuchs kümmern; Schwule und Lesben dürfen sich nicht als solche zu erkennen geben; Männer sollen sich tunlichst vom Rotlichtmilieu fernhalten. Diese Philister sind stets auf der Suche nach vermeintlichen Abgründen, mit deren Verteufelung sie ihr Weltbild rechtfertigen können.

Lassen Sie mich zu den Schwulen und Lesben noch etwas anmerken. Wer sich zur Homosexualität bekennt, soll getrost seiner Veranlagung frönen. Diese aber in aller Öffentlichkeit als das Selbstverständlichste auf der Welt zu preisen, widerspricht nicht nur dem von Gott bestimmten Wesen der Fortpflanzung, sondern stempelt die Heterosexuellen auch noch zu antiquierten Narren. Die Normalität wird damit völlig auf den Kopf gestellt. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe nichts gegen diese Art von Leuten. Und dass ich Platen gegenüber diesen Eindruck erweckt habe, war lediglich eine Retourkutsche auf dessen antisemitische Ausfälle.

Bleibt mir abschließend noch, auf das Diskutieren einzugehen. Palavert wird über alles Mögliche, wobei der Eindruck entsteht, dass ausschließlich Experten beisammen

sitzen: geht es um Steuererhöhungen, tritt man als Finanzfachmann auf; bei Mannschaftsaufstellungen zeigt man sich zum Trainer befähigt; für Neuinszenierungen steht man als Regisseur zur Verfügung; was medizinische Behandlungsmethoden angeht, fühlt man sich zum Facharzt berufen; und geht es um die Aufklärung eines Verbrechens, löst man den Fall als Kriminalkommissar.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch zur Betrachtung des Individuums unter dem Gesichtspunkt des Massenphänomens Stellung nehmen. In den großen Metropolen gab es das schon zu meiner Zeit. Paris hatte damals etwa 800.000 Einwohner und galt als die größte Ansammlung von Menschen in Europa. Und Berlin hatte sich fünfzig Jahre nach meinem Tod in einen Moloch von zwei Millionen Bürgern verwandelt. Diese rasante Entwicklung, die nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa und vor allem die Dritte Welt erfasste, lässt sich wohl kaum noch aufhalten. Gegenwärtig hat die Weltbevölkerung gar die Sieben-Milliarden-Grenze überschritten.

Besonders unangenehme Eigenschaften, die sich gerade in der Masse ausbreiten, sind Gefolgschaft, Unbelehrbarkeit und Blindheit eines ganzen Volkes. Der Mitläufer macht sich zum Handlanger einer herrschenden Clique; er schwimmt im Schwarm mit, ohne zu begreifen, dass nur tote Fische mit dem Strom, lebende indes dagegen schwimmen. Der Unbelehrbare hat aus der Vergangenheit gelernt, dass er nichts gelernt hat; er trauert einer Zeit nach, an deren Unannehmlichkeiten er nur nicht erinnert werden möchte. Der Blinde – nicht zu verwechseln mit dem tragischerweise Erblindeten – sieht den Wald vor lauter

Bäumen nicht; er klammert sich an die Errungenschaften der Gegenwart, ohne an die Folgen für die Zukunft zu denken; er läuft sehenden Auges ins Verderben.

Weit gefährlicher wird die Sache, wenn derartige Volkskrankheiten nicht erkannt, stattdessen aber glorifiziert werden.

(Anmerkung des Briefempfängers: Heine spielt auf das Werk *De l'Allemagne* seiner französischen Kollegin Anne Germaine de Staël-Holstein an. Die darin enthaltene Verherrlichung eines preußisch geprägten Deutschland kritisiert er – ebenfalls in seinen *Geständnissen* – aufs Schärfste.

[...] Die gute Dame sah bei uns nur was sie sehen wollte: ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten! Sie sah bei uns überall nur was sie sehen wollte, und hörte nur was sie hören und wiedererzählen wollte – und dabei hörte sie doch nur wenig, und nie das Wahre, einesteils weil sie immer selber sprach, und dann weil sie mit ihren barschen Fragen unsre bescheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn sie mit ihnen diskurierte. [...] Sie sieht überall deutschen Spiritualismus, sie preist unsre Ehrlichkeit, unsre Tugend, unsre Geistesbildung – sie sieht nicht unsre Zuchthäuser, unsre Bordelle, unsre Kasernen – man sollte glauben, daß jeder Deutsche den Prix Monthyon verdiente – Und das alles, um den Kaiser zu nergeln, dessen Feinde wir damals waren. [...]

Kommen wir jetzt zum Hang der Menschen, sich in einer Metropole niederzulassen. Ich möchte mich keineswegs davon ausschließen, obwohl ich zugeben muss, dass ein

solches Terrain mehr Nach- als Vorteile besitzt. Dennoch fühlen sich die Menschen zu derartigen Orten hingezogen. Das hat beileibe nicht immer mit Arbeitsplätzen zu tun. Das pulsierende Leben ist es, das mit all den Vergnügungsmöglichkeiten die Leute irgendwie magisch anzieht und auch mich in seinen Bann gezogen hat. Der Lärm, der Dreck, die Enge und die im Verkehr sowie durch Kriminelle und Geistesgestörte lauerten Gefahren schrecken die wenigsten ab. Und auch sonst gibt es – statt Zucker zur Versüßung des Lebens in der Großstadt – weiteres Salz in der brodelnden Suppe: der Einzelne muss als anonyme Nummer wie ein Rädchen im Getriebe funktionieren; überall muss er sich geduldig anstellen und auf seine Abfertigung warten – bei einer Behörde, vor einem Museum, an einer Ladenkasse oder an der Haltestelle eines öffentlichen Verkehrsmittels; für den begrenzt vorhandenen Wohnraum muss er tief in die Tasche greifen; und wenn ihn mal der Frust packt, kann er seine Aggressionen im dichten Gedränge loswerden – es muss ja nicht gleich die Sicherung bei ihm durchbrennen oder ein psychischer Defekt eintreten.

Eines dürfen Sie mir glauben. Die Menschenmassen – nicht nur die, die eine Großstadt befallen wie ein Bienen-schwarm einen blühenden Garten – können einen regelrechten Eiterherd erzeugen. So kann zum Beispiel ein lebensgefährlicher Virenbefall zu einer flächendeckenden Epidemie führen. Die Rede ist hier nicht von einer Krankheit im medizinischen Sinn. Denken Sie nur an die Operationsnarben, die Minderheiten zugefügt werden; an das Einimpfen von Gerüchten bis hin zur Vergiftung; an die

Amputation des deutschen Wortschatzes mit anschließender Transfusion fremden Vokabulars; oder an die Allergie gegen Fremde – mit dem Ziel, sie in Quarantäne zu stecken.

Lassen Sie mich mit den Minderheiten beginnen. Diese Patienten – in der Regel Exoten, die an der Hautfarbe oder der Verehrung zum Beispiel Mohammeds oder Buddhas zu erkennen sind – werden wie Aussätzige behandelt, denen man ohne Betäubung die Geschwüre zu entfernen versucht. Derart schmerzhaft Eingriffe sind allerdings nicht nur Bestandteil deutscher Operationen.

(Anmerkung des Briefempfängers: Heine nimmt Bezug auf einen Vorfall in den Vereinigten Staaten von Amerika, den er in *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* anprangert.

[...] Ich glaube, es war in New York, wo ein protestantischer Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menschen so empört war, daß er, dem grausamen Vorurteil trotzend, seine eigene Tochter mit einem Neger verheiratete. Sobald diese wahrhaft christliche Tat bekannt wurde, stürmte das Volk nach dem Hause des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demoliert, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und mußte seine Wut entgelten. She was flinshed, d. h., sie ward splitternackt ausgekleidet, mit Teer bestrichen, in den aufgeschnittenen Federbetten herumgewälzt, in solcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geschleift und verböhnt [...])

Auch diejenigen Patienten, über die im Verlauf einer Impfaktion Gerüchte verbreitet werden, können bleibende

Schäden davontragen – unabhängig davon, ob es nur am Impfstoff gelegen hat. Wenn die Behandlung des Erkrankten gar zu einer regelrechten Vergiftung führt, ist die Toleranzgrenze gegenüber dieser Art von Medizin allerdings erreicht. Ich selbst musste dies leidvoll erfahren.

(Anmerkung des Briefempfängers: Heine berichtet darüber in einem Brief an Karl August Varnhagen von Ense.

[...] Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich – ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein bedrohliches Vampir wurde, als ich die Absicht der Platenschen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die, mit demselben Gift getränkt, manuskriptlich herumkrochen – da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. [...]

Die Geschichte zeigt stets aufs Neue, welche Leiden entstehen können, sobald derartige Viren auf eines der wichtigsten Organe des Menschen übergreifen: auf das Hirn. Umso erstaunlicher ist es, dass sogar die schwersten Krankheiten im Laufe der Zeit geheilt werden konnten, selbst wenn diese Erfolge Rückschläge erleiden mussten.

Eines dieser Beispiele ist die Aufhebung der Rassentrennung in den USA, was jedoch nur die Vorderseite der Krankenakte darstellt. Die Rückseite verbirgt nach wie vor die bestehenden Allergien der Yankees gegen alles, was schwarz, gelb oder rot und eben nicht typisch amerikanisch ist – was das auch immer heißen mag.

Ein anderes Beispiel ist das Inkrafttreten des Stasi-Unterlagen-Gesetzes im wiedervereinigten Deutschland. Jeder aus der DDR stammende Landsmann darf jetzt sein von übereifrigen Medizinern unter der Schirmherrschaft von Hammer und Zirkel gesammeltes ärztliches Bulletin einsehen. Dass der schwarz-rot-goldene Rechtsstaat den Vertretern dieses gesundheitsschädigenden Bereitschaftsdienstes jedoch vollkommene Schonung zu teil werden lässt, stellt eine gefährliche Infektion dar. Ich bin so frei, diesen fiebrigen Zustand der Justiz als Stasi-Grippe zu bezeichnen, die nur mit starken Medikamenten bekämpft werden kann.

Wenn wir die heute übliche Verstümmelung der deutschen Sprache mit Anglizismen betrachten, wäre die gegen Ende des Kaiserreichs erlassene Auflage, den Gebrauch von Fremdwörtern zu vermeiden, als durchaus lobenswert zu bezeichnen. Das Restaurant beispielsweise sollte Kosthaus heißen. Doch das hatte damals, als sich die gebildeten Leute des Französischen bedienten, eher etwas mit Deutschtümelei zu tun.

Heutzutage ist es eher umgekehrt. Das sogenannte Denglisch ist Mode geworden und wütet wie ein Bazillus im Vokabular. In der Familie spricht man von *kids* und nicht von Kindern; in der Wirtschaft von *sale* statt vom Ausverkauf; im Sport von *walking* und nicht vom Wandern; in den Medien von *talk* anstelle von Plauderei; und so setzt sich das weiter fort. Amputation des deutschen Wortschatzes ist für eine derartige Verunstaltung unserer Sprache noch eine gemäßigte Umschreibung.

Damit jedoch nicht genug! Auch das Fachchinesisch wird in einzelnen Berufsständen mit Hingabe gepflegt – stets mit dem Ziel, dass nur Eingeweihte das Gesprochene bzw. Geschriebene verstehen.

Nach einer Röntgenuntersuchung der Lunge schreibt der Internist in seiner Beurteilung unter *Thorax: Peribronchitische Zeichnungsvermehrung beidseitig im Unterfeld* und unter *Lufu: Deutliche obstruktive pulmonale Ventilationsstörung*.

Ein Jurist formuliert die Verschmelzung zweier Firmen im Handelsregister auszugsweise so: *Den Gläubigern der an der Verschmelzung beteiligten Rechtsträger ist, wenn sie binnen sechs Monaten nach dem Tag, an dem die Eintragung der Verschmelzung in das Register des Sitzes desjenigen Rechtsträgers, dessen Gläubiger sie sind, nach § 19 Abs. III UmmG als bekannt gemacht gilt, ihren Anspruch nach Grund und Höhe schriftlich anmelden, Sicherheit durch den neuen Rechtsträger zu leisten, soweit sie nicht Befriedigung erlangen können.*

Der Kritiker eines Konzerts drückt sich unter anderem wie folgt aus: *Schwermutsvoll von der Violine auf der G-Saite eingestimmt, bot das Trio den Eingangssatz nuancenreich zwischen schmerzlich bewegter Leidenschaft und zarter, leiser Trauer, wobei der Geiger mit modulationsreicher Tongestaltung, der Cellist mit ausdrucksstarkem Cellobelkanto und der Pianist mit brillanter subtiler Anschlagkultur zu großer kammermusikalischer Gestaltungskraft fanden, die in den Aufschwüngen des öfteren in orchestrale Dimensionen geführt wurden.*

Und im Artikel eines Informatikers zum Thema Sicherheit im Internet heißt es unter anderem: *Auf den Websites des Anbieters wird von einem Buffer Overflow in den Firewalls und den Intrusion-Detection-Systemen berichtet.*

Zu allem Überfluss existiert auch noch eine Reihe von Dialekten. Einerseits will man die Mundarten pflegen und den Nachfahren als Kulturgut überlassen; andererseits muss jeder Ausländer, der auf die Kenntnis der deutschen Sprache stolz ist, den Verlust seines Gedächtnisses befürchten, weil er dieses Kauderwelsch nicht versteht. Dies gilt unabhängig davon, dass es Dialekte gibt, die wie Musik in den Ohren klingen, während andere eher als eine Art Folterinstrument für das sensible Gehör eines jeden hochdeutsch Sprechenden anzusehen sind.

Aber verlassen wir die Sprache und wenden uns denen zu, die an einem durch Gleichgewichtsstörungen verursachten Rechtsdrall in Verbindung mit einer Allergie gegen Fremde leiden. Sie schniefen bei allem, was nicht von Pollen deutscher Bäume, Sträucher und Gräser herrührt: bei Farbigen, die nicht nur in Amerika, sondern auch bei den braun Verfärbten keine Lobby haben; generell bei Ausländern, die an der fremden Sprache zu erkennen sind, die unsrige aber oft besser beherrschen als die vom Haarausfall Betroffenen; auch bei Andersdenkenden, die mit dem Speichel und Rotz der vom Hakenkreuz Verblendeten nichts anfangen können; und nicht zuletzt bei Obdachlosen und Behinderten, die den in Stiefeln steckenden Schweißfüßen zu giftigen Fußpilzen verhelfen.

Leider gibt es hierzulande noch drei andere Krankheiten, die sich wie ein Krebsgeschwür ausgebreitet haben: das Denunziantentum, den Generationenkonflikt und die Kinderfeindlichkeit.

Ob im Dritten Reich, in der DDR oder im wiedervereinten Deutschland – das Anschwärzen hat sich fast zu

einem Volkssport entwickelt. Manch einem, dem die Nazis einen verkürzten Lebensabend im Konzentrationslager beschert hatten, wäre dieses Martyrium erspart geblieben, wenn ihrem Nachbarn die Zunge herausgeschnitten worden wäre. Und auch im Arbeiter- und Bauernstaat hätte manch einer auf die Knast-Kur in Bautzen verzichten können, wenn sowohl den offiziellen Stasi-Spitzeln, als auch den inoffiziellen Mitarbeitern, wie diese Zuträger genannt wurden, die Hälse zugestopft worden wären – wie den Gänsen der polnischen Nachbarn. Und heute? Konnte dieser Erreger ausgerottet werden? Keineswegs. Wenn zum Beispiel jemand seinen Nachbarn bei der Polizei verpfeift, weil er volltrunken aus seinem Auto torkelt, mag das angesichts der Gefährdung anderer Verkehrsteilnehmer durchaus angemessen sein. Wenn dieser aber dem Fiskus ein Schnippchen schlägt, indem er sich als Schwarzarbeiter betätigt, oder im Winter seiner Schneeräumpflicht nicht nachkommt, bleibt es immer noch Angelegenheit der zuständigen Bürokraten, sich der Sache anzunehmen.

Sie werden mir sicher recht geben, dass der Generationenkonflikt da schon harmloser, wenn auch unverständlich ist. Die Grünschnäbel wollen sich partout von den Alten nichts mehr sagen lassen. Dabei könnten sie viel von ihnen lernen – und sei es nur, dass sie sich nicht auf deren Holzwege begeben. Doch andersherum besteht das gleiche Dilemma. Die Alten leiden zusehends an Gedächtnisschwund, sonst hätten sie nicht vergessen, dass sie selbst einmal jung und noch grün hinter den Ohren waren. Sie kleben am Althergebrachten und wollen nicht wahrhaben, dass die Uhr nicht zurückgedreht werden kann. In anderen Ländern

– vor allem im Osten und Süden Europas – ist der Zusammenhalt in der Großfamilie noch halbwegs intakt, auch wenn dort nicht mehr alle Generationen an einem Tisch sitzen. Die Deutschen hingegen haben nicht nur den Tisch aus den Augen verloren.

Blicke noch die Kinderfeindlichkeit. Gemeint ist nicht der Verzicht auf Nachkommen, weil diese der Karriere im Weg stehen oder als reiner Kostenfaktor gelten. Die Rede ist von der Abartigkeit vieler Menschen, die sich vom Kindergeschrei gestört fühlen. Seltsam ist nur, dass das Klaffen eines Kötters weniger Aufregung verursacht. Vielleicht ist der Hund auch deshalb angesehener, weil er nach den Vorstellungen seines Halters dressierbar ist, was man von Kindern nicht unbedingt sagen kann.

Bei meinen Recherchen ist mir übrigens aufgefallen, dass zu den oben genannten Themen, die sich mit der deutschen Seele in allen ihren Facetten beschäftigen – mal mehr, mal weniger ausschweifend – einiges an neuerer Literatur veröffentlicht worden ist. Dazu gehören Romane und Theaterstücke ebenso wie Hör- und Fernsehspiele. Auch das Musiktheater oder Darstellungen moderner Künstler zählen dazu.

Ich möchte an dieser Stelle zum Thema *Frauen* noch etwas anmerken. Ich bin auf die TV-Aufzeichnung eines Streitgesprächs gestoßen, in dem vor über dreißig Jahren zwei völlig gegensätzliche Frauen verbal aufeinander eingedroschen haben: die für die Emanzipationsbewegung eintretende Alice Schwarzer und Esther Vilar, nach deren Einschätzung die Frau den Mann unterdrückt. Wie sehr die Meinungen dabei auch auseinander gingen – sicher ist, dass

viele Frauen von heute nicht nur ihren Männern den Schwarzen Peter zuschieben, sondern auch ihr eigenes Verhalten überdenken sollten. Ich möchte zwei typische Beispiele anführen: Zum einen stellt das weibliche Geschlecht sein Licht dadurch unter den Scheffel, dass es sich auf Boulevardblätter stürzt, die nur seichte Unterhaltung bieten. Was ist an dem inszenierten Theater in Europas Königshäusern so lesenswert? Zum anderen lassen einige aus freien Stücken ihre Hüllen fallen, um in eben diesen Boulevardblättern, möglichst noch auf deren Titelseiten, zu posieren. Wen wundert es da, wenn sich bei einigen Kerlen vor lauter Glotzen fast die Netzhaut löst. Ich denke, eine diesbezügliche Kehrtwende wird es nie geben – ebenso wenig, wie Mädchen jemals mit Panzern und Jungen mit Puppen spielen werden.

Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Geduld allzu sehr strapaziert habe! Ich möchte daher zum Schluss kommen. Wenn Sie meinen Brief gelesen haben, hoffe ich, dass Sie meine Ansichten wenigstens halbwegs teilen. Ich melde mich wieder, sobald ich zum nächsten Themenschwerpunkt Stellung beziehen kann – dem Lebenslauf des Menschen von der Wiege bis zur Bahre. Aber das niederzuschreiben, wird mich noch einige Mühe kosten. Bis dahin bleiben Sie mir treu.

Herzlichst Ihr
Heinrich Heine